

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



»Dein Gesicht. Dein unfassbar hübsches Gesicht. Zerschmettert, zerschlagen, deine Züge bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Aber für mich, für mich, bist du immer noch dieser wunderschöne Mensch von damals.

Vor sechs Jahren, als wir uns zum ersten Mal angesehen haben. Gesehen haben. Erkannt. Als uns beiden von einer Sekunde auf die nächste klargeworden ist, dass wir an die Seite des jeweils anderen gehören.

Schsch, mein Herz! Versuch nicht, zu sprechen, es ist alles gesagt. Alles – und mehr als das. Komm, ich bette deinen Kopf in meinen Schoß, streiche dir durchs Haar, sehe, wie es meine Finger färbt in ein tiefes und warmes Rot. Leuchten, meine Hände leuchten. Blutrot.«

»Unglaublich spannend, raffiniert und mitreißend – ein Fest für jeden Thriller-Fan.« *Ursula Poznanski* zu »Bald ruhest du auch«

»Ein psychologisch meisterhaftes und hoch spannendes Schreckensszenario, das Ihnen Angst vor Ihren eigenen Phantasien machen wird. (Alb)traumhaft gut!« *Sebastian Fitzek* zu »Alles muss versteckt sein«

Eine kurze Pressemeldung brachte Wiebke Lorenz auf die Idee für ihren Psychothriller »Einer wird sterben«: Über eine Woche lang parkte ein Pärchen im Auto in einer ruhigen Straße, ohne auszusteigen. Und niemand verstand, weshalb. Wiebke Lorenz war davon so fasziniert, dass sie die Geschichte gleich im Kopf weiterspann. Was, wenn diese Leute etwas wüssten, was keiner wissen darf? So ergeht es ihrer Hauptfigur Stella im Roman, gemeinsam mit ihr durchlebt der Leser Tage voller Angst und weiß nie, welche doppelten Böden die Geschichte noch bereithält. Genau dafür wird Wiebke Lorenz von ihren Fans geliebt, und die Presse verglich ihre psychologischen Höllenritte mit denen Sebastian Fitzeks. Sie lebt als freie Autorin in Hamburg.

Weitere Informationen finden Sie unter [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)

WIEBKE LORENZ

**EINER  
WIRD  
STERBEN**

PSYCHOTHRILLER

FISCHER Taschenbuch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, Januar 2021

© 2019 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,  
D-60596 Frankfurt am Main

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany

ISBN 978-3-596-03698-1

# I

## DONNERSTAG, 21. JUNI

Als sie am Nachmittag nach Hause kam, stand das Mercedes Cabriolet immer noch da. Parkte auf der anderen Straßenseite, direkt gegenüber ihrer Villa vor dem Haus der Sanders. Sein Verdeck war trotz des guten Wetters geschlossen, hinterm Steuer saß eine blonde Frau, auf dem Beifahrersitz ein Mann mit dunklen Haaren. Wie Puppen sahen sie aus, und wenn Stella nicht ein paar kleine Bewegungen wahrgenommen hätte – hier eine Hand, die übers Lenkrad strich, dort ein Kopf, der sich ein wenig zur Seite neigte –, hätte sie tatsächlich angenommen, dort in dem Auto säßen nur zwei leblose Pappkameraden.

Verstanden hätte sie es trotzdem nicht. Verstanden, weshalb in ihrer Straße seit morgens um neun, als sie das erste Mal aus dem Fenster geschaut und das Fahrzeug bemerkt hatte, bis jetzt um halb drei am Nachmittag ein schwarzes Cabrio stand, dessen Insassen sich kaum rührten.

Stella holte den Schlüssel aus ihrer Handtasche, steckte ihn in den Zylinder der Haustür und drehte ihn nach rechts. Sie hielt in der Bewegung inne. Wandte sich noch einmal zu dem Wagen um, betrachtete die zwei reglosen Gestalten und zog für den Bruchteil einer Sekunde in Erwägung, hin-

überzugehen und gegen die Scheibe zu klopfen, um nachzufragen, ob sie helfen könne. Dann aber schüttelte sie den Kopf, fast amüsiert über diesen Anflug des Sich-Einmischen-Wollens, der eher zu ihrem Nachbarn Egon Scharff passte, der zwei Häuser weiter links direkt am Wendehammer wohnte.

»Renata?«, rief sie nach ihrer Haushälterin, sobald sie die Villa betreten, Sommermantel und Tasche an die Garderobe gehängt sowie ihre Mokassins abgestreift und ins Schuhregal gestellt hatte. »Ich bin wieder da!« Sie nahm den kleinen Stapel Post, der auf dem Sideboard neben der Tür lag, und ging damit in den Flur.

»In der Küche!«, erklang dumpf die Stimme der älteren Frau, die ihr und Paul zweimal pro Woche zur Hand ging, immer montags und donnerstags von halb elf bis halb drei. Stella fuhr in dieser Zeit zu ihrer Personaltrainerin und machte Pilates oder Yoga, danach holte sie sich noch etwas zum Mittagessen und setzte sich damit in den nahe gelegenen Park, um für die Haushälterin das Feld zu räumen. So war es beiden am liebsten.

Paul nannte Renata Graubert »seine gute Seele«. Sie war schon seit vielen Jahren für ihn tätig, länger, als er und Stella sich kannten. Anfangs hatten die zwei Frauen ein paar Anlaufschwierigkeiten miteinander gehabt, zu unterschiedlich ihre Auffassung von einer ordentlichen Haushaltsführung. Aber seit Paul seine Frau davon überzeugt hatte, Renata einfach freie Hand zu lassen, hatten sich alle Probleme in Wohlgefallen aufgelöst.

»Hallo«, begrüßte Stella die Putzfrau, als sie im Türrahmen zur Wohnküche stand. Sie kniete auf allen vieren vor dem Edelstahlherd im freistehenden Kochblock und hatte

den Kopf in den Backofen gesteckt. »War heute alles in Ordnung?«

»Hm«, kam es bejahend zurück, wenige Sekunden später tauchte Renata aus dem Ofen hervor, schloss die Klappe, kam auf die Füße und beförderte ein Knäuel schmutziger Küchenrolle in den Paperboy neben der Arbeitsplatte. Dann zog sie sich mit einem geräuschvollen Flutschen die Gummihandschuhe aus. »Das Ceranfeld unten links funktioniert nicht«, sagte sie, während sie die Handschuhe in der Schublade für die Putzutensilien verstaute. »Ich habe schon mit dem Kundendienst telefoniert. Wir haben für Montagmorgen um acht einen Termin ausgemacht, ich hab's eingetragen.«

»Um acht?« Stella warf die Post auf den Küchentresen.

»Später ging leider nicht. Soll ich am Montag einfach früher kommen?«

»Nein, kein Problem, ich kümmere mich darum.«

»Ich kann aber wirklich ...«

»Wie gesagt, es ist kein Problem, den Mann reinzulassen. Machen Sie sich keine Gedanken.«

»Sonst würde ich einfach schon mittags gehen, das würde mir nächste Woche ohnehin ganz gut passen.«

»In Ordnung«, stimmte Stella nun doch zu. »War sonst noch was?«

Renata zuckte mit den Schultern. »Nein, nichts. Der Schornsteinfeger war da und hat die Rauchmelder geprüft. Sind alle in Ordnung.«

»Prima. Dann wünsche ich Ihnen ein schönes Wochenende.«

»Ich Ihnen auch, Frau Johannsen. Paul ist nicht da, oder?«

»Nein, er kommt erst Ende nächster Woche zurück.« Sie

nickten sich freundlich zu, und Renata machte sich daran, sich ihrer Schürze zu entledigen, um nach Hause zu Mann und Dackel zu eilen.

»Ach, Renata?«, hielt Stella sie zurück.

»Ja?«

»Ist Ihnen draußen auf der Straße auch das Auto aufgefallen?«

»Welches Auto?«

»Da parkt seit heute früh ein schwarzer Mercedes mit zwei Leuten drin, aber keiner steigt aus.«

Die Haushälterin schüttelte den Kopf. »Habe ich nicht bemerkt.« Sie ließ ihren Blick durch Küche und Wohnzimmer schweifen. »Aber ich hatte ja auch anderes zu tun.«

»Natürlich. Natürlich hatten Sie das.«

»Sind vielleicht wegen des Neubaus hier«, überlegte Renata. »Der ist doch jetzt fertig, oder?«

»Ich glaube schon.«

»Na, dann werden das Mietinteressenten sein.«

»Seit heute früh um neun?«

Renata sah sie fragend an.

»Um neun Uhr habe ich den Wagen zum ersten Mal gesehen. Seitdem hat er sich nicht von der Stelle bewegt, und da sitzen einfach nur eine Frau und ein Mann drin.«

»Keine Ahnung«, gab sie zurück. »Vielleicht wollen die sehen, was in der Straße so los ist.« Sie lachte leise. »Sonderlich viel ist das ja nicht.«

»Nein«, gab Stella ihr recht und nickte zerstreut. »Werden wohl tatsächlich Interessenten für eine der Wohnungen sein.«

Renata verabschiedete sich und ließ ihre Auftraggeberin allein in der Küche zurück.

Eine Weile blieb Stella unschlüssig stehen, dann ging sie hinüber in den Wohnbereich, setzte sich seufzend aufs Sofa und griff nach einer der Zeitschriften, die hier ordentlich gestapelt auf einem Beistelltisch lagen.

Aber sie konnte sich nicht aufs Lesen konzentrieren, permanent wanderten ihre Gedanken zu diesem seltsamen Paar draußen im Auto ab. Also stand sie wieder auf, ging zu einem der Fenster, die zur Straße lagen, und spähte durch eine Lücke zwischen den cremefarbenen Schiebegardinen.

Das Cabriolet parkte unbewegt an Ort und Stelle, die beiden Menschen rührten sich ebenfalls nicht, hockten da wie tot. Ansonsten sah alles aus wie immer.

Es war nicht so, dass Stella sich sonderlich darum scherte, was vor ihrer Haustür passierte. Zum einen hatte auch sie Besseres zu tun, als auf ein Kissen gestützt am Fenster zu lehnen und ihre Nachbarn zu beobachten. Zum anderen hatte Renata Graubert recht: Es gab da schlicht nichts, was der Beobachtung lohnen würde. Stella schob die Gardinen ein Stückchen weiter auseinander, ließ ihren Blick von links nach rechts wandern.

Die Blumenstraße war eine kurze Sackgasse und mündete in einen kleinen Wendehammer. Höchstens sechzig oder siebzig Meter lang, Kopfsteinpflaster, von mächtigen Linden gesäumt. »Gehobene Lage« würden Immobilienmakler es nennen. Mitten im Zentrum, sämtliche Einrichtungen des täglichen Bedarfs in fußläufiger Distanz: Einkaufsmöglichkeiten, Ärzte, Banken, Schulen, U-Bahn, Bus, sogar das Universitätskrankenhaus war nur wenige hundert Meter entfernt. Ebenfalls direkt um die Ecke lag ein großer Park mit Grillplätzen, Abenteuerspielplatz, Laufpfaden, Hundewiese und See; im Sommer war der Rasen unter

zahlreichen ausgebreiteten Picknickdecken kaum auszumachen.

Vier ehrwürdige Bauten aus der Gründerzeit standen rechts und links der Straße. Vorn an der Ecke ihr und Pauls eigenes Haus, dann das von Marlies und Hermann Wagner, einem älteren Rentnerpaar, beide weit über siebzig – sie an Muskelschwund erkrankt, er stets sorgenvoll um sie bemüht, Marlies hin und wieder im Rollstuhl durch die Gegend schiebend, weil ihre Beine kaum noch laufen wollten –, und schließlich noch die schöne, aber heruntergekommene Villa von Egon Scharff; ebenjenem Nachbarn, den sie alle hinter vorgehaltener Hand nur »den Blockwart« nannten. Denn niemand fühlte sich wie er dazu berufen, auf die nachbarschaftliche Ordnung zu pochen. Ob es die Gelben Säcke waren, die man für die Abfuhr nicht sichtbar genug am Straßenrand positioniert hatte, oder der Umstand, dass der TÜV des eigenen Fahrzeugs eine Woche überfällig war – schneller, als man Luft holen konnte, wies der 63-jährige Lehrer in Altersteilzeit seine Mitbürger auf solche Verfehlungen hin und gab den reuigen Sündern so die Möglichkeit zur Nachkorrektur.

Auf der anderen Straßenseite, vis-à-vis von Paul und Stella und damit genau dort, wo der Mercedes parkte, bewohnten Michael und Nina Sanders mit Sohn und Tochter ihr Haus im Jugendstil und betrieben gleichzeitig die Apotheke in dem kleinen Anbau daneben. Bereits in vierter Generation führte Michael Sanders das Geschäft. Manchmal, wenn Stella ihn und seine Frau durch das große und nackte Panoramafenster ihres Wohnzimmers miteinander diskutieren sah, kamen sie ihr hektisch und aufgeregt vor. Sie hatte sich deshalb schon gefragt, ob es mit der Apotheke

nicht zum Besten stand, was sie in Anbetracht der etwas abgeschiedenen Lage nicht weiter verwundert hätte. Allerdings machten sowohl er als auch sie stets einen entspannten und freundlichen Eindruck, wenn Stella gelegentlich ein paar Kopfschmerztabletten oder einen Hustensaft bei ihnen kaufte, so dass die abendlichen Debatten wohl einen anderen Grund haben mussten.

Wahrscheinlich die Kinder, bei Eltern ging es ja meist um die Kinder. Lilly Sanders, gerade siebzehn geworden, war ein hübsches und nettes Mädchen, das zumindest dem äußeren Anschein nach keinen Anlass zur Sorge gab. Ganz im Gegensatz zu ihrem Bruder Leon, der mit Anfang zwanzig und nach einer geschmissenen Zahntechnikerlehre seine Füße vor drei Monaten wieder unter den elterlichen Tisch gestellt hatte. Erzwungenermaßen, wie Stella vermutete, denn glücklich wirkte der Junge nicht. Tagsüber war er nie zu sehen, nur abends huschte er aus dem Haus und kehrte weiß Gott wann zurück, immer schwarz gekleidet, immer die Stöpsel eines Kopfhörers in den Ohren und den Blick hypnotisch auf sein Smartphone geheftet.

Dem strengen Egon Scharff war Leon Sanders ein Dorn im Auge, natürlich war er das. Und das schon seit Jahren. Seit der fünften Klasse hatte er den Jungen am nahe gelegenen Gymnasium in ein paar Fächern unterrichtet und war laut eigener Aussage wenig überrascht gewesen, als Leon zwei Klassen wiederholen musste und schließlich wegen zu schlechter Leistungen von der Schule geflogen war.

»Keine Disziplin und vor allem keinerlei Respekt!«, hatte der Herr Oberstudienrat erst kürzlich Stella gegenüber ungefragt festgestellt, als sie sich auf der Straße begegnet waren. »Die Lilly, die wird ihren Weg gehen, die macht Abitur

und studiert. Aber ihr Bruder ist schlicht ein Taugenichts. Früher hätten wir so einen zum Bund geschickt. Da hätten sie ihm die Flausen schon ausgetrieben.«

Doch noch mehr als über »so einen« konnte Egon Scharff sich über Marius Marquardt erregen. Nicht nur dass der fünfzigjährige Architekt mit seiner jungen Frau Chloé – knapp zwanzig Jahre trennten die beiden – auf der gegenüberliegenden Straße kurz vor dem Wendehammer einen protzigen Kubus aus Stahl, Beton und Glas hatte errichten lassen, der so gar nicht ins Viertel passte. Nein, auch das Endgrundstück der Sackgasse gehörte Marius Marquardt, und er hatte trotz des erbitterten Widerstands der Nachbarn, genauer gesagt *des* Nachbarn Scharff, den Neubau einer großen Wohnanlage durchgesetzt.

Vier Jahre lang war es dem Blockwart – vermutlich unter Aufwendung sämtlicher ihm zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel – gelungen, das Flower-Bay-Quartier mit diversen Widersprüchen und Eingaben zu verhindern. Aber vor zwei Jahren hatten die Bauarbeiten begonnen. Da hatte die wilde Wiese mit ihren hübschen Birken, Feldblumen und sogar einer mächtigen Kastanie Marquardts Projekt weichen müssen. Ebenso wie der praktische Trampelpfad, über den die Anwohner bis dahin zu Fuß eine Abkürzung zum nächsten Supermarkt nehmen konnten, der ihnen aber dann durch die Baustelle abgeschnitten wurde. In dieser Zeit war in der Blumenstraße dann doch etwas los gewesen, allerdings nur der Lärm von Baggern und Pressluft Hammern, und nun standen vierzehn Luxuswohnungen bereit, neue Mieter zum Preis von zwanzig Euro kalt pro Quadratmeter zu begrüßen. Dafür durften sie dann auch exklusiv den nun gepflasterten Fußweg nutzen, der nur

noch durch den Hinterausgang des Mehrfamilienhauses zu erreichen war. Es sei denn, man wollte sich links oder rechts am Quartier vorbei durch Rhododendronbüsche kämpfen.

»Wer weiß, wer da alles einzieht?!«, hatte Egon Scharff auf der letzten von ihm einberufenen Versammlung im Clubraum seines Kegelvereins gewettert, zu der sie alle nur gekommen waren, um den nachbarschaftlichen Frieden aufrechtzuerhalten. Stellas Mann hatte Glück und in der Regel eine gute Ausrede für sein Fernbleiben von diesen Veranstaltungen parat gehabt: Er hatte sich meist schlicht irgendwo anders auf der Welt befunden. »Ein Kommen und Gehen wird das werden, ständig Menschen, die wir nicht kennen!«, hatte Egon Scharff sich wie ein Wanderprediger in Rage geredet. »Ein solches Gesocks wollen wir in unserer Straße nicht haben!«

Den Hinweis von Michael Sanders, bei einem derart horrenden Quadratmeterpreis sei vermutlich keinerlei »Gesocks« zu erwarten, hatte er mit einem »Und was ist mit der Parkplatzsituation?« vom Tisch zu fegen versucht. Hier allerdings hatte Hermann Wagner eingeworfen, dass das neue Quartier zum einen eine Tiefgarage habe, die übrigen Anwohner außerdem allesamt einen Stellplatz direkt vor ihrem Haus. »Aber da werden ja auch jede Menge Besucher kommen!«, hatte der Lehrer sich weiter ereifert. »Und was ist denn mit unseren Gästen, wo parken die? Wir sollten bei der Stadt beantragen, in der Blumenstraße eine Anwohnerparkzone einzurichten.« Sie alle – ohne Ausnahme – hatten Egon Scharff mit belustigten bis mitleidigen Blicken bedacht. Denn jeder wusste: Gerade *er* bekam nie Besuch.

Stella hatte die Diskussion nicht im Geringsten interessiert. Ihr war es komplett egal, wer in die Blumenstraße

kam und ging, wer wen besuchte oder wer wo parkte. Soweit es ging, hielt sie sich aus allem heraus. Ohnehin war Egon Scharffs Empörung nur noch Makulatur, das Flower-Bay-Quartier stand, die Sache war damit erledigt.

Jetzt allerdings, während Stella sich auf die Suche nach ihrem Kater Paulchen begab und hoffte, dass er zu Hause war und nicht draußen durch die Gegend streunte – sie brauchte ein wenig warmes Fell im Arm –, wünschte sie sich, sie hätte sich an Egon Scharffs Seite entschiedener gegen den Neubau zur Wehr gesetzt. Denn ob die beiden dort draußen im Auto nun Mietinteressenten waren oder nicht – der Umstand, dass da seit Stunden zwei fremde Menschen quasi vor ihrer Haustür parkten, machte sie ...

Sie horchte in sich hinein und fragte sich, was genau es mit ihr machte.

War sie nervös?

Einfach nur unruhig?

Ihr Blick fiel auf den Wandkalender neben der Küchentür, in den Renata den Termin mit dem Kundendienst am Montag eingetragen hatte. Heute war der einundzwanzigste Juni, der längste Tag des Jahres.

Nein, Stella war weder unruhig, noch war sie nervös.

Sie hatte Angst.